Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 26

Artikel: Reise einer Bernerin nach Rio
Autor: Baumgartner-Jordi, Erika
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645770

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Louise Wirth vom badischen Bauernhof die amerikanische Fabrikbesitzerin Mrs. Chase.

„Schwere Sorgen kannte ich nie, oh mai...“ seufzte sie, „nun, mir ist auch ein ruhiges, sonniges Alter beschieden, über das mein Einziger, mein Billyboy junior, wacht, der seinem verstorbenen Vater aus dem Gesicht geschnitten ist. Was könnte ich mir besseres wünschen?“

Sie schwieg nachdenklich und kein anderer Wunsch fiel ihr ein als die Hoffnung, einmal nach kurzer Krankheit zufrieden und ohne Schmerzen einschlummern zu dürfen, wie das ihrem grossen Bill beschieden war. Sie sah keinen Grund, weshalb ihr letzter Wunsch nicht auch erfüllt werden sollte. Sie war bis in ihre alten Tage gesund geblieben, ein langes Leiden kam wohl kaum in Frage.

Das Geschäft hatte sie längst gut verkauft, da Bill einen andern Beruf lernen wollte. Aus dem Ertrag konnte sie sich eine ausgiebige Altersrente erstehen. Und heute in dieser Zeit des allgemeinen Wohlstandes durfte sie es sogar erleben, dass ihr Junior auf der Börse Geschäfte betrieb, von welchen sie wohl nichts verstand, die aber bis vor kurzem nur einem Herrn Rockefeller oder Vanderbilt erlaubt gewesen waren...

„Oh mai... das sollte ich noch einmal dem Fritz Flatt nach Mambach schreiben“, kicherte sie, „der würde badische Augen machen, wenn er überhaupt noch am Leben ist, denn gehört haben wir nie mehr voneinander...“

Trini erinnerte sich später noch lange dieses Abends. Er war in seinem farbigen Glück derart ungetrübt gewesen, wie es draussen in der Natur Abende zu sein vermögen, welchen am nächsten Tag ein Zyklon, ein Erdbeben, eine Katastrophe folgen.

Was am nächsten Morgen über Neuyork und ganz Amerika hinwegstürmte, war schlimmer als ein Zyklon. Es war ein Unglück, das die erschrockenen Schweizer zum erstenmal jene ungeheuerlich brutalen Kräfte ahnen liess, die in der Neuen Welt unter dem vielen Schönen verborgen liegen.

Man war später als sonst beisammen geblieben. Keines spürte, wie die Zeit zerrann. Die Erinnerungen aus Mrs. Chase fröhlicher Vergangenheit mischten sich in des eifrig gewordenen Grossvaters phantastische Zukunftspläne und Luftschlösser zum beglückenden Bild.

Erst als die Kuckucksuhr zwölf Uhr schlug, horchte Mutter Bigler auf. Jetzt war es aber höchste Zeit, ins Bett zu kommen. In Eile, als habe man sich bei etwas Unerlaubtem ertappt, verabschiedete man sich von Mrs. Chase, die mit einem tadelnden: „Oh mai... oh mai... solche Nachtvögel sind wir geworden...“ ins erste Stockwerk hinunter trippelte.

Grossvater Frei unterhielt sich noch kurz mit seiner Geige, was er an keinem Abend zu tun vergass. Bei Mutter löschte das Licht bald aus. Trini machte sich in der Küche zu schaffen, sie hätte gerne mit Peter geplaudert.

Auch daran erinnerte sich Trini später ganz genau, dass die Heimkehr Peters etwas wie einen kalten Luftzug in den Garten ihrer frohen Hoffnungen brachte. Oder war ihr dieser Gedanke etwa erst nachträglich gekommen?

Nein, sie wusste bestimmt, dass Peters Gespräche befremdend klangen, als er andeutete, es liege etwas in der Luft, habe er von Freunden erfahren... Sturmanzeichen ... mehr habe er selbst nicht begriffen.

Er war hungrig. Er vertilgte hastig das Restchen Fleisch und goss das Bier ins Glas, dass der Schaum überfloss.

Wo er den Abend zugebracht hatte, verriet er nicht. Er wich den Fragen Trinis mürrisch aus. Da liess sie ihn bedrückt allein. „Vergiss nicht, das Licht zu löschen“, mahnte sie, ehe sie ging. Er brummte etwas Unverständliches, zog eine Zeitung aus der Tasche, goss ein weiteres Glas Bier ein und las.

«Schlaf wohl, Pierrot...»

Trini wäre ihm gerne durchs dichte, kaum gewellte Haar gefahren. Aber sie wusste, dass er Zärtlichkeiten hier noch weniger ertrug als daheim. Eine Last lag auf einmal auf ihrem Herzen, Sorge um den Bruder, Bangen vor etwas Unheimlichem, das sie sich nicht erklären konnte.

Als die Türe ins Schloss klappte, liess Peter die Zeitung sinken. Er staunte ins Leere. Er war auch heute wieder bei ihnen gewesen, bei Pratschinsky und Piantini und Henry Dill. Schon manche halbe Nacht hatte er mit den Gesellen in der Pinte an der Mulberrystreet verbracht. Es nützte ihm wenig, dass er sich immer wieder vornahm, nicht mehr hinzugehen. Er gab im letzten Augenblick immer wieder nach.

Weit mehr als Prat oder sogar Piantini fesselte Henry Dill den jungen Schweizer.

(Fortsetzung folgt)

WELCHE SOMMERBLUSE MÖCHTEN SIE?

Bluse mit Längsstreifen

Material: 1 Kn. weisses Häkelgarn Nr. 20, 1 Häkli Nr. 2.

Abkürzungen: B = Bogen. Luftm. = Luftmasche. T = Tour.

Technik: Man arbeitet Rosetten, welche bei der letzten T. leicht zusammengehäkelt werden. Auf beiden Seiten wird dann noch ein kleiner Abschluss gehäkelt, damit man das Entredeux gut an den Stoff annähen kann.

Rosette: Man macht 5 Luftm. und bindet sie zum Kreis. In diesen Kreis häkelt man 8 Gruppen zu je 3 Doppelstäbchen, welche durch Luftmaschenbögen von je 5 Luftm. verbunden werden. Ein Doppelstäbchen braucht 2 Umschläge. Ein gewöhnliches Stäbchen nur 1 Umschlag. Auf der folgenden Tour häkelt man in jeden Luftmaschenbogen je 11 feste M. Die nächste T. besteht wieder aus Bögen, welche auf die vorhergehenden gemacht werden. Dann folgt die letzte T. Die Bögen werden diesmal wieder mit festen M. gefüllt und mit je 3 Piquot, d. h. man häkelt 3 feste M., dann 1 Piquot, 3 feste M., 1 Piquot, 3 feste M., 1 Piquot, 3 feste M., 1 Piquot, 3 feste M. Auf dieser T. verbindet man je 2 Mittelpiquots miteinander. Nun folgt der Abschluss. Auf der 1. T. macht man 4 Luftm., hier- auf häkelt man auf das Mittelpiquot 1 feste M., dann folgen 4 Luftm., auf das erste Piquot des 2. Bogens folgt 1 Stäbchen, und wieder kommen 4 Luftm. Nun legt man den Faden 2mal um das Häkli und macht ein gewöhnliches Stäbchen in das zweite Piquot des gleichen Bogens, 1 Umschlag und 1 Stäbchen kommt in das mittlere Piquot des folgenden Bogens, und erst jetzt häkelt man den ersten noch auf dem Häkli verbleibenden Umschlag zum Stäbchen. Dann folgen wieder 4 Luftm. und ein gewöhnliches Stäbchen genau auf das letzte Piquot des gleichen B. Auf der folgenden T. häkelt man in diese Luftmaschenbögen jeweils 5 Luftm. Die darauffolgende Tour besteht aus gewöhnlichen Stäbchen, indem jeweils 1 M. übersprungen und dafür oben 1 Luftm. gemacht wird.

Modell Marianne

Material: 1 Kn. Häkelgarn, Nr. 20, Häkli Nr. 2 (4)

Technik: Auf einer 5 cm breiten Luftmaschenkette häkelt man: 1. T.: 5 Luftm., unten 2 M. überspringen, 1 feste M., 5 Luftm., unten 2 M. überspringen, 5 Stäbchen in dieselbe M., 1 Luftm., unten 2 M. überspringen, 1 feste M., 5 Luftm., unten 2 M. überspringen, 5 Stäbchen in dieselbe M., 5 Luftm.

T.: 5 Luftm., 1 Stäbchen auf das erste Stäbchen der Stäbchengruppe, 1 Stäbchen auf das letzte Stäbchen dieser Stäbchengruppe, 5 Luftm., 1 Stäbchen auf die feste M. 2 Luftm. und noch 1 Stäbchen zum vorhergehenden Stäbchen, 5 Luftm., 1 Stäbchen auf das erste Stäbchen der Gruppe, 2 Luftm. und 1 Stäbchen zum ersten, 5. Luftm. usw.

3. T.: Wie die erste T., aber diesmal versetzt, so dass die Stäbchengruppe in den Luftmaschenbogen kommt.

Reise einer Bernerin nach RIO

Erzählt von Erika Baumgartner-Jordi, die im vergangenen Jahr ihren Gatten auf eine Geschäftsreise begleitete

Am 18. Juli 1945, also ungefähr zwei Monate nachdem in Europa die Friedensglocken ertönten, haben wir im Berner Bahnhof von unsern Freunden und Bekannten Abschied genommen. Als sich der Zug schon in Bewegung setzte, drückten wir uns nochmals die Hände und freundliche Stimmen riefen uns «gute Reise», «viel Glück in Brasilien» und ein letztes «auf Wiedersehen» zu. Bald waren die lieben Gestalten unsern Blicken entschwunden und mit ihnen auch die vertrauten Türme unserer Heimatstadt. Unser Gemüt, das durch den Abschied und die Aufregungen der letzten Tage noch etwas aufgewühlt war, erholte sich rasch wieder beim unvergleichlich schönen Anblick des Genfersees, der in der Mittagssonne blitzte. Am frühen Nachmittag erreichten wir Genf. Während dem zweistündigen Aufenthalt hatten wir genügend Zeit, uns mit etwas Proviant zu versehen, auf dem Reisebüro einige Formalitäten zu erledigen und den Zoll zu passieren.

Unsere Weiterreise erfolgte mit einem der Züge, die wöchentlich einmal direkt nach Barcelona fuhren. Im Schlafwagen herrschte eine unerträgliche Hitze. Erleichtert atmeten wir auf, als sich die Räder in Bewegung setzten und wir die Nasen an die frische Luft hängen konnten. Kaum dass wir uns dessen bewusst waren, lag die Heimat hinter uns und schon rollten wir auf französischem Boden weiter. Wie froh waren wir um unsern Reiseproviant, nachdem wir vergeblich auf das «dîner au wagon-restaurant» warteten. Allerdings mussten unsere Sandwiches gut eingeteilt werden, denn obschon der Schnellzug die Kilometer nur so säte, waren deren noch viele bis zur spanischen Grenze. Je mehr wir in der Nacht fuhren, um so langsamer schlichen die Stunden dahin — immer länger wurden sie. An den Schlafgesang der rollenden Räder waren wir wohl noch zu wenig gewöhnt, jedenfalls gelang der Versuch, die Nacht durch den Schlaf abzukürzen, immer weniger. Spät kamen wir in Champéry an. Der Bahnhof schien für die Stadtbevölkerung Anziehungskraft zu haben; doch bald stellte sich heraus, dass sich diese Menschen nicht bloss aus Neugierde zu den Wagen drängten, sondern hauptsächlich nach Zigaretten Ausschau hielten. Glückstrahlend nahm ein älterer Mann das Päckchen, das wir ihm anboten, in Empfang. Zum Dank lief er so schnell ihn seine Beine trugen, um uns eine Flasche Wasser zu holen, für das wir nicht minder froh waren. Nun konnten wir endlich unsern Durst löschen. Schliesslich entschloss sich der Zug zur Weiterfahrt, und wir verabschiedeten uns von unserm Franzosen, der uns während der Wartezeit erst so richtig zu verstehen gab, was das Wort «Krieg» bedeutet, und wieder einmal mehr sahen wir ein, welch' unverdientes Glück wir Schweizer in der Heimat hatten. Die Lichter der Bahnstationen, die durchs Abteil huschten, rissen mich immer von neuem aus dem Halbschlaf. Diese Nacht schien kein Ende zu haben. Aber endlich begann es doch zu dämmern, und es war schön zu sehen, wie das Licht nun überall zugleich wuchs. Da, wo der Zug hielt, bot sich immer das gleiche trostlose Bild. Es zeigte uns stille, traurige Menschen und bleiche, kranke Kindergesichter, die uns mit grossen Augen fragend anblickten. Wie freuten wir uns, dass wir von allen Seiten so viel Schokolade mit auf die Reise erhielten, die wir nun verteilen konnten. Unsern Spendern war es sicher auch recht so; nur schade, dass sie das glückliche Lächeln der Kinder nicht sehen konnten. Sicher hätte es manchen Schweizer, der sich wegen der Rationierung beklagte, nachdenklich gestimmt, wenn er dem Elend in Frankreich mit eigenen Augen begegnet wäre.

Um die Mittagsstunde kamen wir in Cerbère an, wo die Zollkontrolle gemacht wurde. Mein Mann kam ungeschoren davon, dank den Schweizer Zigaretten, die er einem Zöllner in die Hand drückte, was damals mehr geschätzt wurde als bares Geld. Ich hingegen wurde nach allen Regeln der Kunst durchsucht, und da ich zufälligerweise an eine Nichtraucherin geriet, war auch mit Zigaretten nichts zu machen. Es half auch kein Protestieren, als mir zwei Privatbriefe, die für Leute in Brasilien bestimmt waren, kurzerhand vernichtet wurden. Von nun an waren mir die Frauenzimmer auf den Zollstellen ein Dorn im Auge! Nach anderthalb Stunden drehten sich die Räder von neuem und nach wenigen Minuten empfing uns Spanien. Nachdem wir in Porbou wiederum erlesen wurden, erlaubte es uns die Zeit nicht mehr, im Bahnhofbuffet an unser leibliches Wohl zu denken, um unsere bereits fühlbare Magensenkung zu beheben.

Die Strecke Porbou — Barcelona kann man — wenigstens nach unsern Begriffen — weder schön noch interessant nennen. Vor allem aber fiel uns die grosse Trockenheit auf, die der sonst so fruchtbaren Landschaft alles Leben zu vernichten drohte. Einzig die grossen Olivenplantagen behielten ihr grünes Gewand und brachten etwas Abwechslung in das verdörrte Naturreich. Eine mitreisende Spanierin wandte sich an uns und bemerkte, indem sie auf die kahle Erde wies: «Dies ist die Strafe Gottes für den Bürgerkrieg.» Noch heute erinnern hier und dort Spuren an die Revolutionszeit, und zur Stunde gibt es noch Hunderte von Kriegswitwen und Waisenkindern. So wie die Züge, musste auch der Krieg den Tunnel von Porbou passieren, um sein trauriges Werk in Frankreich und um unsere Grenzen herum weiterzuführen — und doch haben die Menschen in Spanien seither wieder gelernt zu lachen und fröhlich zu sein, und die Frau, gut gepflegt und elegant gekleidet, scheint von neuem ihre Rolle übernommen zu haben.

Abends um 8 Uhr fuhren wir in den Bahnhof von Barcelona ein. In unserm müden, hungrigen Zustand waren wir froh, dass der dortige Vertreter, dem wir unsere Ankunft vorgängig mitteilten, bereits ein Zimmer für uns reserviert hatte. Wir haben nichts so sehr genossen wie die erste richtige Mahlzeit auf spanischem Boden. Bis dahin gab es ja keine Gelegenheit, ein rechtes Essen zu erhalten, und unser Reiseproviant war längst verschwunden. Nun wurde uns auf einmal ein Menu serviert, das uns an die Vorkriegszeiten erinnerte und dazu noch punktfrei. Zu unserer Schande muss ich gestehen, dass wir in den vier Tagen, die wir in Barcelona zubringen mussten (ich schreibe absichtlich «mussten», da wir nur zu gerne schon am folgenden Tag dem heissen Backofen entronnen wären) einzig die Terrasse Mira-Mar, von wo man eine wunderbare Aussicht hat, sowie den Meeresstrand besuchten. Das Baden war unser grösster Genuss, und so konnten wir unsern unfreiwilligen Aufenthalt auf angenehmste Art verbringen. Vor unserer Weiterreise wollten wir uns auf dem Reisebüro Cook vergewi sern, dass ein Schlafwagen für uns reserviert wurde. Die Antwort «alles besetzt» liessen wir natürlich nicht gelten, um so mehr, weil wir die Plätze schon von Bern aus belegen liessen. Schliesslich sahen wir aber ein, dass es nur eine Möglichkeit gab, wegzukommen; diese bestand darin, einen «Commissionnaire» der Agentur zu Hilfe zu nehmen. Ein solcher fand sich leicht, denn sein Domizil befindet sich auf dem Trottoir der Reisebüros. Dieses Amt, man könnte es auch den «Arbeitslosenberuf» nennen, scheint in allen südlichen Ländern eingewurzelt zu sein.

(Fortsetzung folgt)